man wird Sie durch die Festung führen, und auch die Parade meiner Truppen sollen Sie sehen!"

Der Graf Dufour besah sich die Festung, sah auch die Parade an, bedankte sich höflich für den Genuß, verabschiedete sich bei dem Herzog und ging. Bald aber, nachdem der Fremde in der Menschenmenge untergetaucht war, wurde ein Soldat, der erst vor kurzem angeworben war, vor den Herzog gebracht. Er behauptete, der Fremde, den er eben neben dem Herzog bei der Parade gesehen, sei niemand anderes als der König von Preußen. Er habe früher in preußischen Diensten gestanden und dabei den jungen König so oft gesehen, daß ein Irrtum nicht möglich sei ...

„Ich habe es geahnt!" rief der Herzog in mühsamer Fassung, „ich habe es geahnt! Warum hat mir das niemand eher gesagt!"

Als ein Bote des Herzogs ins Gasthaus zum Raben kam um den König höflichst einzuladen, der Gast des Gouverneurs zu sein, stand der Reisewagen schon wieder bepackt im Hof, und während der Herzog noch händeringend damit beschäftigt war, anzuordnen, wie man den hohen Gast würdig empfange, rollte der Wagen schon aus den Toren Straßburgs heraus. Nur der Graf v. Pfuhl — es war des Königs Vertrauter Algarotti — blieb zurück, um dem Herzog höflich seine Aufwartung zu machen und seinen Herrn zu entschuldigen.

Es sank alles zurück, was Spiel war. Eine große Feierlichkeit kam über Friedrich, indem er sich nun anschickte, auf kürzestem Wege nach Wesel zu reisen, um sich als König von Preußen huldigen zu lassen.

Kamerad, wo bist du?

Skizze von Meta Brix

Abgespannt von einem anstrengenden Arbeitstag kam Berthold Wendt in seine Wohnung zurück. Auch da lag auf dem Schreibtisch Post und wartete der Erledigung. Wendt schob die Briefe nach einem flüchtigen Blick zur Seite. Zuerst wollte er ein wenig Ruhe haben. Er schaltete den Rundfunk ein ... ah, das war schön ... eine Geige sang ...

Die Spannung, die nach dem Kreislauf der Arbeit in ihm gewesen, löste sich. Er hörte der Musik zu. Er schloß die Augen.

Der Mann war eingeschlummert. Es war ein leichter, flüchtiger Schlaf, wie man ihn mitunter am Tage tut. Wendt wußte nicht, wie lange er so gelegen hatte, als er plötzlich seinen Namen hörte. Er richtete sich auf. Wer sprach ihn denn an. Er war doch ganz allein im Zimmer?

Im Rundfunk schwang die ruhige Stimmer des Ansagers: „Ich wiederhole: Dr. Joachim Claus in Zellerstadt sucht den ehemaligen Kriegsfreiwilligen Berthold Wendt, Reserve-Infanterie-Regiment Nr. 250. Im Jahre 1920 war der Wohnort des Berthold Wendt Hamburg."

Der Mann in seinem stillen Zimmer beugte das erschütterte Gesicht in die Hände. Eine vergangene und niemals vergessene Zeit stand für ihn mit diesem Ruf auf. Diese Zeit umschloß nicht nur das Erlebnis des Krieges, furchtbar und groß zugleich, sondern auch für Wendt noch ein anderes Erleben und eine große Enttäuschung.

Und jetzt also suchte Dr. Claus ihn, den Berthold Wendt, der damals ein Jüngling gewesen, allein, elternlos, und dem der Hauptmann vor vielen Jahren einmal so helle und fröhliche Wochen geschenkt hatte.

Berthold Wendt hatte schon als Kind beide Eltern verloren. Er wuchs in einem Landheim auf. Als der Krieg ausbrach, war er der festen Ueberzeugung, daß er auch noch drankommen werde; im Beginn des Jahres 1917 ging er als Freiwilliger hinaus.

Als er den ersten Urlaub erhielt, war Hauptmann Claus zufällig dabei. Es fiel ihm auf, daß der blutjunge Soldat so gar keine Freude zeigte. Später sprach er mit ihm. Nein, sagte Wendt, es wäre für ihn nicht so wichtig mit dem Urlaub. Ihn erwarte doch niemand in der Heimat. Und er würde diesen Urlaub gern an einen Kameraden abtreten.

Der Hauptmann erfuhr von den Lebensumständen des jungen Soldaten. Er fragte, ob Wendt Lust hätte, ihn, den Hauptmann, zu begleiten. Er fahre auch auf Urlaub. Zwar warte auf ihn daheim keine Hausfrau, er hatte seine Frau schon vor Jahren verloren — aber seine beiden Töchter Angelina und Margarete würden die Tage hell und fröhlich machen.

Der junge Soldat sah in diesen Urlaubstagen eigentlich nur Angelina. Er ging mit dem Mädchen durch die stillen Straßen der kleinen Stadt und über den alten Burghof; sie saßen im stillen Klostergarten. Wendt verliebte sich Hals über Kopf in die ihm Gleichaltrige, die seine Liebe erwiderte. Der Hauptmann sah alles; er sagte nichts dagegen. Er mochte wohl denken, daß man in dieser Zeit, die so viel Ungewißheit in sich trug, keinem einzigen Menschen ein Tüpfelchen Glück versagen durfte.

Der Urlaub ging zu Ende und der Krieg weiter. Der Hauptmann wurde schwer verletzt und nach der Heimat abtransportiert. Die Nachrichten von Angelina kamen spärlicher und hörten schließlich ganz auf. Einmal noch erhielt Berthold Wendt einen Brief des Hauptmanns. Dieser Brief war Wendt lange nachgereist, denn er führte zu jener Zeit ein unruhiges Leben, das erst später wieder in geordnete Bahnen kam. In dem Brief stand neben gütiger Frage und Teilnahme nach dem Ergehen des jungen Kriegskameraden auch die Nachricht von der Vermählung Angelinas. Nun hätte er nur noch die Margarete, schrieb der Hauptmann damals. Mit diesem Brief erhielt Wendt die Bestätigung, daß Angelina ihm verloren war. Und Margarete? Sie war bei seinem Besuch ein kleines acht- oder neunjähriges Mädchen gewesen.

Ein paar Tage später fuhr Berthold Wendt in jene Stadt, in der er vor vielen Jahren so glücklich gewesen. Er sah vom Fenster seines Gasthofes über den Marktplatz und über die Dächer und Giebel der Stadt. Dann ging er durch die Straßen und Gäßchen. Hohe und kleine, schmale und breite Giebelhäuser standen da. Dann, am Kornmarkt, ragte wieder eine alte Kirche. Gegenüber ein altes Patrizierhaus. Im Vorgarten blühten bunte Blumen. Heute nahm Wendt das Bild dieses schönen alten Hauses bewußter auf als vor neunzehn Jahren.

Seit Jahrhunderten wohnte schon das Geschlecht des Hauptmanns in diesem Hause. Unten an der Tür war das Schild: Dr. Joachim Claus, Notar. —

„Bitte", sagte der Notar und stand in der Tür seines Sprechzimmers. Nur ein einziger Klient war noch da. Ein hochgewachsener Mann. Er trat ein. Er nahm Haltung an: „Melde mich zur Stelle, Herr Hauptmann. Berthold Wendt."

„Wendt! Kamerad! So hat Sie der Rundfunkruf doch erreicht!"

„Jawohl, Herr Hauptmann!"

„Der Wendt", sagte Doktor Claus ganz ergriffen. „Aus dem kleinen Soldaten ist ein großer Mann geworden. Und der Hauptmann wurde alt. Das ist schön, daß Sie so bald gekommen sind. Wissen Sie noch? Als ich Sie damals mitnahm —?"

„Ich werde den Urlaub, den ich vor Jahren hier verleben durfte, niemals vergessen."

Das frohe Gesicht des Aelteren wurde ernst: „Die Angelina ist nun auch schon manches Jahr tot, Wendt."

Der Gast blieb stumm. Er konnte nicht gleich antworten. Da fuhr der Doktor fort: „Margarete wird sich freuen. Es war nämlich ihr Gedanke, Sie durch den Rundfunk zu suchen."

Er ging zu der jenseitigen Tür. Er öffnete sie und rief nach der Tochter: „Margarete!"

Ein Mädchen trat in das Zimmer. Groß und schlank; volles Haar legte sich um ein ernstes, nicht mehr ganz junges Gesicht. Dunkle Augen blickten fragend auf den Vater und auf den Fremden. Ihr Blick blieb auf Berthold Wendt ruhen, prüfend, suchend. Langsam stieg ein Rot in ihr Antlitz.

„Weißt du, wer das ist?" fragte der Vater.

„Ja", sagte das Mädchen, „es ist Berthold Wendt."

„Sie kennen mich wieder?" fragte der Mann.

„Ihr Bild, das aus dem Felde, steht drüben im Zimmer. Und die Augen sind die gleichen geblieben."

Berthold Wendt preßte die Lippen zusammen. Ihm war, als hätte jahrelange Sehnsucht nun ein Ziel gefunden. Nun endlich.

„Herzlich willkommen!" sagte Margarete und reichte Berthold die Hand.

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 63 | **7. August 1937** | **11. Jahrgang**

Meister Weigel und seine Kinder

Roman von Ottfrid von Hanstein

9. Fortsetzung

Aber auf den Sonntag folgte eben der Montag! Aus dem plötzlichen Krampf sollte ein alltäglicher Dauerzustand werden. Irma überwand den Morgen dieses Montags am leichtesten, denn Herr Zangenberg wartete bereits im Büro auf sie, und es gab anstrengend zu arbeiten. Da waren Auszüge aus den Büchern herzustellen, Briefe nach Diktat zu schreiben. Es war eine Tätigkeit, die Irma nicht nur mechanisch beschäftigte, sondern auch ihre geistigen Fähigkeiten voll beanspruchte.

Ernst Weigel stand am frühen Morgen in der leeren Werkstatt in Hemdsärmeln und Arbeitshose. Gestern hatte er sich darauf gefreut, an der Hobelbank seines Vaters zu arbeiten. Jetzt stand er in der halboffenen Tür und blickte in den Hof hinaus.

Die Sirene der Fabrik hatte gepfiffen. In Scharen drängten sich die Arbeiter hinein. Weigel hatte die Tür geöffnet. An das kleine, am Samstag noch unbenutzte Gartenhaus dachte niemand. Viele führten ihre Räder auf den Hof und machten sie in den Gestellen fest. Der alte Mann nickte vor sich hin. Vorgestern noch war er Direktor gewesen. Vorgestern noch war er durch die Räume gegangen und hatte als Chef, wie er aber sich bewußt war, auch als kameradschaftlicher Führer seiner Gefolgschaft zu ihnen gesprochen. Heut war er nichts mehr, hatte nichts mehr in den großen Arbeitssälen zu suchen. An seiner Stelle stand Heinrich Kuhlekamp.

Die Maschinen drüben begannen ihr gewöhnliches Lied. Niemand vermißte ihn. Ihn, der durch seinen Fleiß, durch seine ehrliche Arbeit das alles doch schließlich geschaffen hatte. Wie ein lebendiger Toter stand er nun hier und war überflüssig.

Einer der Arbeiter kam über den Hof. Nicht zu ihm. Der flüchtige Gedanke, daß man ihn etwa holte, weil es ohne ihn doch nicht ging, war vergebens. Der Mann suchte ganz einfach eine eiserne Schiene, die da lagerte. Weigel lachte bitter auf. Die eiserne Schiene wurde gebraucht, er aber nicht! Die eiserne Schiene war mehr wert als er.

Mit lautem Knall warf er die Tür der Werkstatt zu und setzte sich mit verbissenem Blick auf die Hobelbank.

Oben in seinem kleinen Stübchen stand Alfred. Er hatte wieder Fritz Kuhlekamps derbe Hose und seinen blauen Kittel an. Hatte ja nicht einmal Zeit gehabt, sich Werkstattkleidung zu kaufen.

Jetzt hatte er das Gefühl, als fänen der Schreibtisch und das Bücherregal ihn mit fragenden Blicken an.

„Was willst du denn von uns? Wir gehören doch dem Studenten Alfred Weigel und nicht dir!" Vorgestern, als es galt, den Vater vor der Verzweiflung zu retten, war ihm alles so einfach erschienen. „Du ziehst den Studentenrock aus und wirst Tischler!"

Jetzt empfand er, daß es galt, sich innerlich vollkommen umzustellen. Mit einem Ruck richtete er sich auf.

„Unsinn, wer A gesagt hat, der muß auch B sagen können. Jetzt die Zähne zusammen." Er ging die Treppe hinunter, mußte über den Hof und traf mit dem Arbeiter zusammen. Der sah ihn mit etwas verlegenen Augen an.

„Guten Tag, Herr Weigel."

„Tag, Robert. Kannst du die Schiene allein tragen?" Mit Absicht gebrauchte er das gebräuchliche kameradschaftliche Du und den Vornamen, ohne zu überlegen, daß dieser Arbeiter seine Verwandlung nicht verstehen konnte. Er sah ein mürrisch fragendes Gesicht. Wahrscheinlich hatte der Mann geglaubt, in diesem Du solle eine herrenmäßige Herablassung liegen. Nicht einmal das kameradschaftliche Vertrauen zu gewinnen war leicht! Dann trat er in die Werkstatt und sah den Vater, der da mit seinem verbiesterten Gesicht auf der Hobelbank saß und sein Eintreten nicht bemerkte.

Jetzt war wieder das große Mitleid in seiner Seele.

Eigentlich hatte er den Vater nie anders gesehen als fröhlich. Ein zufriedener, behaglicher Mann, der seine Arbeit tat und sich abends seiner Wohlhabenheit freute. Da saß er nun, und sein Gesicht war schlaff, müde und trostlos. Was mußte es für den Vater bedeuten, jetzt, in einer Zeit, in der er es verdient hätte, sich zur Ruhe zu setzen, noch einmal von vorn anzufangen!

Was war dagegen seine noch kräftige Jugend! Er riß sich zusammen und versuchte, ein lustiges Gesicht zu machen.

„Tag, Meister! Ich melde mich als der neue Lehrling."

Hätte er den alten Innungsgruß der Tischler gewußt, er hätte ihn lieber gebraucht. Der Alte blickte auf und sah ihn mit leeren Augen an.

„Nanu?"

„Wir wollen anfangen."

„Du, Junge, hast du gesehen, — da drüben — da brauchen sie mich einfach nicht mehr!"

Jetzt dachte Alfred, daß sie eigentlich in ihrer Uebereilung eine Dummheit gemacht hätten und daß es besser gewesen wäre, sie wären nicht in diesem Hof geblieben.

„Daran mußt du nicht denken."

„Leicht gesagt! Da befiehl du mal dem ollen, dämlichen Kopp, nicht zu denken. Als ob das so ginge. Dieser Hund! Dieser gottverfluchte Hund, dieser Kujon! Meinen Namen, meinen ehrlichen, braven Namen hat er verschandelt."

„Dafür sitzt er jetzt im Gefängnis, und wenn sie nicht alle wüßten, was du für ein anständiger Mann bist, dann hätten sie dir auch was getan."

„Und was nun?"

Es lag eine so grenzenlose Verzagtheit in diesen Worten, daß Alfred ihm die Hand auf die Schultern legte.

„Was nun? Jetzt kommst du her und bringst deinem Sohn bei, wie man ein ebenso braver Tischlermeister wird, wie du es bist. Da, sieh mal: Herr Pistor hat den Schrank da geschickt. Ist ein wertvolles Ding, aber entzwei. Der muß bis heute Abend fertig sein."

Jetzt freute es ihn doch, daß Werner Pistor, mit dem er am Sonntag noch telephoniert hatte, Wort gehalten und etwas geschickt hatte, damit der Vater gleich die Empfindung hätte, es gäbe Arbeit. Er hatte ein Brett auf die Bank gelegt.

„Zeig mir mal, wie man hobelt."

„Junge, du willst wirklich?"

„Ich will schon, aber wie man es macht, mußt du mir zeigen."

Langsam kam der Alte heran.

„So setzt man den Hobel an — und so —"

„Jetzt laß mich mal."

„Bengel, du ruinierst ja das Eisen."

Nun war es Alfred wieder, als sei das schließlich auch Sport, und er freute sich, wie der Alte langsam Lust bekam, lobte, tadelte und wie es ihm etwas eigene Sicherheit gab, daß er nun doch diesem Sohn, der als der „Studierte" im Haus als etwas Besonderes galt, Handgriffe zeigen konnte, die er besser verstand.

Viel später als die beiden war Mutter Weigel oben erwacht. Die ungewohnte Arbeit der beiden Tage, vielleicht auch der „Süße", den Kuhlekamp Vater hatte auffahren lassen, hatten sie müde gemacht und jetzt sah sie mit verschlafenen Augen um sich.

„Berta!"

Natürlich antwortete niemand. Nun saß sie auf dem Bettrand und ließ die Beine herunterhängen. Freilich, mit der Frau Direktor in der Seidentoilette, die bei der Gesellschaft am Freitag die Honneurs gemacht hatte, besaß sie in diesem Augenblick recht wenig Aehnlichkeit. Mit fragendem, erstauntem, langsam verstehendem Blick sah sie umher. Dann weinte sie laut auf und saß da, ein Bild hilflosen Elends.

„Meine schöne Villa! Mein —!"

Tränen kollerten über das Gesicht, das jetzt ganz verfallen und grau aussah.

Es dauerte lange, bis sie sich ausgeweint hatte, dann stand sie auf. Ihre Fußsohlen wurden kalt. Da lag ja nicht das chinesische Ziegenfell, das sie gewohnt war. Aber ihr japanischer Schlafrock hing am Nagel und unwillkürlich schlüpfte sie hinein.

Mutter Weigel ging ins Nebenzimmer. Noch immer war ein fremder Blick in ihren Augen. Unwillkürlich ging sie auf den Zehenspitzen, als müßte sie sich vor irgendeiner Gefahr schützen. Da standen die alten, verachteten Möbel aus ihrer ersten Zeit. Jetzt hatte sie kein Gefühl dafür, daß es ganz behaglich aussah, sondern empfand nur Schmerz um alles, was vor ein paar Tagen noch gewesen war.

Sie stand am Fenster und blickte trostlos hinab. Das war nicht ihr Park, das war der öde Fabrikhof mit seinen paar kümmerlichen, großstadtkranken Bäumen.

Dann horchte sie. Unten in der Werkstatt wurde gearbeitet. Die Decken waren ja so dünn, daß sie sogar die Stimmen hörte. Den Vater, der laut sprach, Alfred — ja — Alfred, der pfiff! Ihr Junge! Ihr Junge, auf den sie so stolz gewesen war, und jetzt —

Auf dem Tisch stand eine Kaffeekanne und darüber ein Wärmer. Daneben eine Tasse, ein paar Brötchen und Butter. Die Stube war sauber und aufgeräumt.

Gestern abend war das nicht so gewesen. Das konnte nur Irma getan haben. Ihre kleine, zarte Irmintrud! Ihr Püppchen! Die nie einen Besen angerührt hatte.

In dem Gefühl, als kränkte sie Irma, wenn sie es nicht täte, setzte sie sich an den Tisch, schenkte Kaffee ein und strich Brötchen, aber immer wieder kamen Tränen.

Dann stand sie auf.

„Ein alter Jammerlappen bin ich!"

Andere Gedanken kamen. Was mochte jetzt Schwägerin Adelaide machen? Eigentlich hieß sie Adele. Das gezierte Affengesicht! Die eingebildete Pute! Natürlich, die saß noch in Birkenwerder in der Villa und ließ sich bedienen! Die futterte Sandtorte und — es überlief sie. Nein! Die war ja noch viel schlimmer dran. Deren Mann hatten sie festgenommen! Der saß! Herrgott, dieser Schuft, dieser — und es war doch ihr Bruder! Ihr feiner Bruder, den sie Ernst immer als Muster hingestellt hatte. Und sie — da unten, da arbeitete Ernst und Alfred, und Irma war drüben in der Fabrik.

„Also los!"

Jetzt hatte auch Frau Weigel so etwas von dem harten Zug im Gesicht, den Alfred gestern gehabt.

„Runter mit dem Kimono! Was ist denn das? Die Jacke, die die Kuhlekampsche gestern beim Scheuern getragen hat. Na also!"

In den Spiegel guckte sie allerdings nicht, aber sie begann, im Schlafzimmer die Betten zu machen. Dann zuckte sie zusammen. Die alte Schwarzwälderuhr hatte zehn geschlagen. Die andern mußten doch mittags etwas zu essen haben, wenn sie kamen.

Was? Sie sollte jetzt durch die Fabrik gehen? An den Arbeitern vorüber? Und in den Schlächterladen? Wie denn? Etwa in dem eleganten Kleid? Oder in dem Kittel der Kuhlekampschen? Spießruten laufen durch die Arbeiter hindurch, die sie sicher schadenfroh anfeixen würden? Wieder saß sie auf dem Stuhl und starrte vor sich hin.

„Quatsch! einmal muß es ja doch sein."

Sie zog ihr Hauskleid an und ging über den Hof.

„Tag, Frau Weigel! Warmer Sonnenschein heute."

Es war ein alter Arbeiter, der sie grüßte, und jetzt hatte die alte Frau eine ganz andere Empfindung. Nein! Der feixte gar nicht! Der wußte natürlich Bescheid — sie sagte es nicht, aber sie empfand es. Was hatte der Mann für einen Takt! Er sagte gar nichts, als sei das ganz selbstverständlich. Aber da kamen schon wieder die Tränen.

„Nich, Frau Weigel. Das wird schon alles wieder gut. Das is schon anderen Menschen passiert. Deshalb wissen wir doch, wer der Meister Weigel is, und auf den läßt keiner was kommen. Nu machen Se man Ihrem Alten den Kopp nich noch schwerer, als er schon is."

Der Arbeiter stieg in den Lastenfahrstuhl, und es war ihr, als hätte sie in dem fremden Menschen, mit dem sie noch nie in ihrem Leben ein Wort gesprochen, dessen Namen sie gar nicht kannte, einen Freund gefunden. Einen Menschen, der ihr nur etwas Gutes sagen wollte.

(Fortsetzung folgt)

Abenteuer in Straßburg

Erzählung von Harald v. Koenigswald

An einem regnerischen Augusttag des Jahres 1740 fuhr ein Reisewagen, in dem vier Herren saßen, in den holperigen Hof des Gasthauses zum Raben in Straßburg ein. „Gehorsamster Diener! Euer Gnaden!" verbeugte sich tief der Wirt vor dem Fremden: „Ich hoffe, daß Euer Gnaden sich hier wohlfühlen werden ..." Dabei musterte er mit kleinen, erfahrenen Augen die Neuangekommenen. Sie sahen aus, als ob sie manchen Dukaten im Gasthaus zum Raben lassen würden. Er rieb sich schmunzelnd die Hände. Die Zeiten waren nicht gerade schlecht, aber ein paar Dukaten mehr oder weniger ... „Und was darf ich ins Fremdenbuch schreiben?" fragte er eifrig, aber im gleichen Augenblick fühlte er, daß gerade diese Frage aus irgendeinem Grunde nicht ganz angenehm war. „Wir sind hier durchaus diskret", versicherte er schnell, „aber die Polizei verlangt es von uns, daß jeder Fremde, der sich in Straßburg einlogiert, mit seinem vollen Namen sofort gemeldet werde." „Es ist der Festung wegen, damit kein Spion sich einschleicht", setzte er wichtig hinzu. Da fing einer der Neuangekommenen an, herzlich zu lachen, ein junger Herr von vielleicht Mitte zwanzig, den die andern mit einer gewissen Zurückhaltung behandelten.

Der Wirt runzelte die Stirn. Machte sich dieser junge Herr über ihn lustig? „In Straßburg werden Spione unweigerlich gehängt!" sagte er ärgerlich. Der andere lachte noch lauter. „Will er uns damit Angst machen?" fragte eine gelangweilte Stimme, „schreibe er ruhig in sein Fremdenbuch: Monsieur le comte Dufour, kommt aus dem Preußischen, um Frankreich kennenzulernen, Graf Schaffgotsch, begütert in Schlesien ...", eine Handbewegung gegen einen blutjungen Herrn, der neben dem Grafen Dufour saß, „Graf v. Pfuhl ...", sagte die Stimme weiter, und die Hand zeigte auf einen Herrn mit gelbem Gesicht und Glutaugen, der wie ein Italiener aussah. Der Wirt beugte sich eifrig über sein Buch und schrieb. Mit Andacht malte er die vornehmen Namen, aber zugleich regte sich von neuem Mißtrauen in ihm, so konnten sich Habenichtse und Betrüger auch nennen und darauf rechnen, mit einem solchen Namen mehr Kredit zu bekommen — und dann, eines Tages war alles weggeblasen, der schöne Name, der Gast dazu, und der Wirt mußte seine Rechnung in den Schornstein schreiben. „Die Pässe brauche ich noch!" sagte er kurz. Er bekam sie gereicht, kleine, handgeschriebene Papiere. Der Wirt betrachtete genau das rote Siegel mit dem preußischen Wappen. „Genügen Ihm etwa die Pässe nicht?" fragte der Graf Dufour ironisch.

Der Wirt sah auf. „Der neue König in Preußen ist wohl noch sparsamer als der alte? Früher waren wenigstens die Pässe gedruckt, und auch das Siegel war größer ..." wollte er sagen. Unter den spöttischen Augen des Comte Dufour aber schwieg er, legte die Pässe in sein Buch und wollte sich entfernen. „Halt Er!" klang des Grafen Dufours Stimme befehlend. „Wir sind nach Straßburg gekommen, um Menschen kennenzulernen, er kennt sicher ein paar Offiziere von der Garnison, die er auf den Abend auffordern kann, mit uns zu soupieren ...?" Ehe der Wirt seine Gegenrede anfangen konnte, um dem Fremden zu sagen, daß es nicht üblich sei, französische Offiziere auf der Straße zusammenzulesen, als sei es ein Dreck, rief der Graf wieder: „Er kann einen meiner Bedienten zur Begleitung mitnehmen! Jetzt geh Er!"

Es schien aber, als solle dieser ärgerliche Gang ganz vergeblich sein. Die Offiziere zuckten die Achseln, lachten über das ungewohnte Angebot und lehnten es ab. Was ist dieser Graf Dufour, der im Raben wohnte und den sie nicht kannten! Nein, danke, sie gedachten ihren Abend besser zu verbringen! Zum Glück aber wurden Monsieur de la Crochardière und Monsieur Malosa, zwei Offiziere vom Regiment Piemont, in so vergnügter Weinlaune gefunden, daß sie die Einladung annahmen und versprachen, noch einen dritten Kameraden zum Abend mitzubringen. —

Monsieur de la Crochardière glühte in Freundschaft. Einen vorzüglichen Wein hatte der Graf Dufour aus seinem Gepäck holen lassen, einen Wein, von dem Crochardière behauptete, niemals einen ähnlichen getrunken zu haben. Auch Monsieur Malosa schwamm in Glückseligkeit. Graf Dufour versuchte ein ernstes Gespräch. „O mon cher comte!" rief Monsieur de la Crochardière, „was reden wir von Kriegen und Waffen — Sie haben noch nicht die Straßburger Mädchen gesehen, diese entzückenden Geschöpfe, die uns Soldaten erst das Leben schön und würdig machen!"

„Ich war begierig, den Ruhm der französischen Nation kennenzulernen, jenes große Kapitel, durch das sich die Franzosen allen anderen Völkern überlegen fühlen!" meinte der Graf. — „Ach, was ist Ruhm!" rief Crochardière und hob leicht die Hände: „Ein paar Pinselstriche in das Buch der Geschichte, und wer weiß, ob die Farben echt sind! Das kann doch nur auf einen Hohlkopf Eindruck machen ..., aber die Liebe! Alles Große, Schöne und Angenehme kommt aus der Liebe!"

„Wahrhaftig, die Geschichte der französischen Nation müßte von der Liebe geschrieben werden!"

„Oh, Sie sind charmant, mon cher comte!" lachte Crochardière.

„Es müßte eine hitzige, galante Geschichte sein, von Amor, dem Flüchtigen, Wetterwendischen, nicht von Eros, dem Beständigen!"

Der Franzose war auf das äußerste geschmeichelt.

Spät abends verließen die Offiziere unter vielen Beteuerungen ewiger Freundschaft schwankend das Gasthaus zum Raben. Am nächsten Morgen brachte der Diener des Grafen Dufour einen Korb mit jenem Wein, den die Offiziere so vortrefflich gefunden hatten, in Crochardières Quartier. Ein höfliches Briefchen des Grafen lag dabei. Crochardière prahlte mit der Freundschaft des Fremden. „Welch ein geistvoller Mensch!" rief er entzückt, „glaubt mir, er ist mehr als ein gewöhnlicher Graf! Er hätte das Zeug dazu, mehr zu sein!" — „Woher weißt du, ob es überhaupt ein Graf ist?" fragten die andern. „Lädt ein Graf Offiziere zu sich ein, die er nicht kennt? Vielleicht ist es ein Betrüger. Nimm dich in acht — er will dich aushorchen, und du wirst hereinfallen ...!"

„Aushorchen?" dachte Crochardière plötzlich entsetzt und dachte daran, wie der Graf immer wieder von militärischen Dingen gesprochen und wie er, Crochardière, in Weinlaune manches geschwatzt hatte, was er jetzt verwünschte. Es sind oft genug Spione in Straßburg gehängt worden — und die, die sich mit ihm eingelassen, wurden kassiert ...!

Unter den Offizieren der Festung Straßburg gingen die Reden über den Graf Dufour den ganzen Tag hin und her. Auch der Gouverneur, der Herzog von Broglie, hörte davon, ließ sich Einzelheiten berichten, und als Crochardière ihm alles erzählt, sagte er kurz: „Natürlich ein Betrüger — man muß ihn entlarven ... ich werde es tun, heute abend bei der Komödie soll es geschehen!"

Der Abend kam. Der Herzog von Broglie war sehr herablassend zu dem Grafen, ließ ihn deutlich fühlen, wie sehr er ihn durchschaute und wie nur seine Gnade das Verhängnis der Entlarvung noch ein wenig aufschieben könnte. Aber er war zugleich auch entzückt von der liebenswürdigen Bescheidenheit des Fremden. Wahrhaftig! — ein charmanter Betrüger!

„Wie oft", meinte der Graf Dufour mit wehleidigem Augenaufschlag, „wie oft sind doch die großen Feldherren von ihrer Zeit verkannt worden!"

Der Herzog überhörte den Spott, mit dem Dufour es gesagt hatte, und war geschmeichelt. Nun fing er an, dem Fremden seine Talente, seine Tapferkeit, all den Ruhm, den er für Frankreich erkämpft, aufzuzählen, und selbst die Archive wußte er, in denen sein Name aufbewahrt wurde. Die Art, wie der Fremde ihm zuhörte, war ihm ein Labsal. Immer mehr steigerte er sich in die Fülle seiner Titel, in die fast unbeschränkte Macht, mit der er über tausende Soldaten befehlen konnte. Ob er dem Grafen in irgend etwas gefällig sein könnte, fragte er aufgeräumt. Graf Dufour bat, den Machtbereich des Herzogs, die Festungswerke von Straßburg, kennenlernen zu dürfen.

„O natürlich, mein junger Freund, nichts ist leichter als das!" rief der Herzog begönnernd. „Kommen Sie morgen,